

# 1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 221.

Samstag, den 22. September 1906.

21. Jahrgang

## Kleines Feuilleton.

Zeitungslesen als Heilmittel. Es klingt zwar etwas absonderlich, aber es ist trotzdem wahr, daß in England das Zeitunglesen als vorzügliches Mittel gegen geistige Erschöpfung von einem hervorragenden Manne empfohlen worden ist. Der Freund der Presse, dem die Zeitungen dieses Kompliment verdanken, ist der Vorsitzende der Vereinigung der Sanitätsinspektoren, Sir James Erichton Brown, und er fällt sein Urteil in einer Ansprache, die er in einer Versammlung der Vereinigung in Wadpool hielt. Vor allen Dingen soll das Zeitunglesen gegen die typische moderne Krankheit, die nervöse Müdigkeit, helfen. Sir James sagte darüber: „Ich sage es mit voller Ueberzeugung, daß die Zeitung mit allen ihren Fehlern eines der Vollwerke zur Erhaltung unserer Gesundheit in der gegenwärtigen Zeit ist. Es bildet das Gegenmittel gegen die nervenaufreibende Arbeit zu selbsttätigen Zwecken; es gibt den Kurzsichtigen einen weltweisen Horizont. . . . Es ist in seiner Tragik und in seiner Komik wahr und wirklich, während der Roman nur Vortäuschung ist. Es bringt uns kurze Abrisse des Lebens in Form von Blaudereien. Es liefert Selbstenzweck. Es gibt uns leicht verdauliche geistige Nahrung. So mancher Mann ist vor Schwermut und Trübsinn nur durch seine Zeitung gerettet worden. Wollte man die Zeitungen abschaffen, so müßte man gleichzeitig die Irrenhäuser vergrößern.“ — Die englische Presse stellt sich natürlich spröde und ist so, als ob sie dieses Lob nicht in seinem vollen Umfange annehmen könnte, verbreitet sich dann aber tiefgründlich in Einzelheiten, um zu beweisen, daß Sir James doch Recht hat. Warum soll die Zahl 13 eine Unglückszahl sein? Einmal Tages haben in Wadpool die 12 großen Götter des Nordens beim Göttermahl; Loki, der Gott der Zwietsch, der nicht eingeladen worden war, kam und heischte gebieterisch einen Platz. Der 13. Götze fing bald Streit mit Balder, dem Gott des Friedens an und durchbohrte ihm das Herz mit einem Pfeile. Das ist, nach „Chambers Journal“, der wahre Ursprung des alten Aberglaubens, der die Zahl 13 als eine Unglückszahl fürchtet. Die erzählte Sage war unter den Wölfen des Nordens schon mehrere Jahrhunderte vor ihrer Bekehrung zum Christentum allgemein bekannt; sie hatten damals noch keine Ahnung von dem Evangelium, wo von dem Abendmahl Christi und der Apostel und von dem Verrat des Apostels Judas die Rede ist.

Der Bauer und das Beschwerdebuch. Ein Bauer aus Hildburg (Rheinprovinz) hatte vor kurzem an einem Sonntagmorgen in Köln zu tun und benutzte einen Vormittagszug der Trier-Kölnener Strecke. Er hatte das Pech, daß er wegen Ueberfüllung des Wagens, und weil 1. und 2. Klasse auch schon stark besetzt waren, in 4. Klasse, wo es nur noch Stehplätze gab, Platz nehmen mußte. Hierüber war das Bäuerlein nicht wenig ergrimmt. Er machte seiner Entrüstung durch laute Proteste, die er dem Stationsvorsteher aus dem Wagenfenster rief, in lauter Weise Luft. „Das es ein Schand“, rief er, „daß ein Billett zum 1. und 2. Klasse, ich will doch nicht 4. Klasse, ob das Billett dazu e Recht hat.“ Der Stationsvorsteher belehrte den Mann, daß der Billett kein Recht habe, sondern nur ein Platz, und daß er mit einem Stehplatz zufrieden nehmen solle, da er einen Sitzplatz bezahlt habe. Er brauche nur auszuweichen und den nächsten Zug abzuwarten, dann bekomme er ganz sicher den nächsten Sitzplatz, er könne aber auch, wenn ihm das nicht zusage, den gezahlten Preis für das Billett in 4. Klasse zurückhalten, falls er sich der Eisenbahn als Transportmittel überhaupt nicht bedienen wolle. Das Bäuerlein ließ sich jedoch durch diese sachlichen Belehrungen des Beamten durchaus nicht beruhigen, sondern verlangte das Beschwerdebuch mit den Zugführern, daß der Zug so lange warten müsse, bis er seine Beschwerde eingetragen hätte. Die Antwort des Stationsvorstehers auf dieses Ansuchen war der bekannte Befehl an die Zugbeamten: „Fertig, abfahren.“ Auf jeder Station von Hildburg bis zu einer solchen kurz vor Köln hörte man nun das Bäuerlein mit überlauter Stimme aus einem Wagenfenster 4. Klasse rufen: „Ich verlange das Beschwerdebuch, oder ihr sollt euch sehr, was es gibt.“ Regelmäßig wurden diese Rufe durch den Befehl: „Fertig, abfahren“, übertönt, und wieder setzte sich der Zug in Bewegung. Endlich, an einer Station kurz vor Köln, wurde die Bitte des Bäuerleins, der auch dort wieder seinen bekannten Unkenruf ertönen ließ, erhört. Höflich ersuchte ihn dort der Stationsvorsteher, auszuweichen, um seine Beschwerde in das auf dem Stationsbureau aufhängende Beschwerdebuch einzutragen. Erstaunt und würdevoll verließ der Bauer den Zug und wußte sich zu dem Stationsbureau begeben. Raum an der Tür angelangt, hörte er das ominöse: „Fertig, abfahren“, und sieht zu seinem Schrecken, daß der Zug ohne ihn nach Köln weiter fährt. „So“, meinte der Stationsvorsteher, „jetzt haben Sie Zeit genug, Ihre Beschwerde einzutragen; zu meinem Bedauern muß ich Ihnen jedoch noch mitteilen, daß Sie wegen Ihres ungebührlichen Schreiens auf den Stationsbureau in Strafe genommen werden.“ Verdutzt blieb das Bäuerlein stehen, und, wie man behauptet, hat er sich vorgenommen, in Zukunft niemals mehr nach einem Beschwerdebuch zu verlangen.

Die Theresie Humbert im Preise steigt. Der Kampf, der zwischen gewissen Pariser Sensationsblättern um die noch ungeschriebenen Memoiren der „großen“ Theresie Humbert entbrannt ist, wird von „Fancy“ im „Gil Blas“ in folgender Weise persifliert:

Der „Matin“ von New York an Frau Humbert. (Kabel-Telegramm): „Wollen Sie hunderttausend Dollar für Ihre Memoiren? Antwort bezahlt. Dringend.“

Das „Journal“ von Chicago an Frau Humbert. Paris. (Kabel-Telegramm): „Verkaufen Sie Ihre Memoiren dem Journal. Nennen Sie Ihren Preis. Bieten einen Dollar pro Wort. Hälfte Vorzahlung.“

Der „Matin“ von London an Frau Humbert, Paris. (Eigener Draht): „Wollen alle Opfer bringen, um Ihre Memoiren zu veröffentlichen. Würden Sie von jedem Schriftsteller, der Ihnen genehm ist, schreiben lassen. Was Sie fordern, ist bewilligt. Keinesfalls weniger als ein Pfund Sterling pro Zeile. Tausend Pfund bei Bank für Sie deponiert.“

Das „Journal“ von Manchester an Frau Humbert, Paris. (Eigener Draht): „Wenn noch nicht Vertrag für Ihre Memoiren haben, verlangen dringend, bezogen zu werden. Zahlen rund 10000 Pfund. Bitten telegraphische Antwort!“

Der „Matin“ von San Francisco an Frau Friedrich Humbert, Paris, Frankreich. (Per atlantischen Kabel): „Inmitten Arbeiten für Wiederaufbau der Stadt hat Frisco nur noch Interesse, von Ihnen selbst erzählte Geschichten Ihres Lebens lernen zu lernen. Bitten sofort Ihre Bedingungen zu stellen. Sind im voraus angenommen.“

Das „Journal“ von Salt Lake City an Frau Humbert, Paris. (Kabeltelegramm). „Geehrte gnädige Frau, sind überzeugt, daß Ihre Memoiren mit der größten Ungeduld von allen Abonnenten in Utah erwartet werden. Würden alle glücklich sein, Sie unter der Zahl Ihrer Frauen zu wissen. Da nicht möglich, möchten wenigstens von Ihnen selbst niedergeschriebene Schilderung Ihrer Abenteuer lesen. Weigerung ganz ausgeschlossen. Schicken Sie bald über 200000 Dollar, zahlbar auf Sicht. Kabeln Sie erstes Kapitel.“

Und so weiter, und so weiter. Der „Matin“ und das „Journal“ aller vier Weltgegenden reizen sich um diese Memoiren. Theresie hat bereits mindestens hundert ähnliche Telegramme erhalten, und es treffen immer neue ein. Zirkularantwort: „Einverstanden. Schicken Sie Gelder. Anbei erstes Kapitel. Gezeichnet: Theresie.“

Frau Humbert (für sich): „Na also! Da sind sie ja, die Millionen der Crawford! Ich wußte ja, daß sie vorhanden sind!“

Die Zar Nikolaus II. freite. Die Szene, wie der damalige Großfürst-Thronfolger um die Prinzessin Alixe von Hessen freite, soll sich, wenn man einer rühmenden Mitteilung Glauben schenken darf, die der „Bf. Ztg.“ aus Petersburg zugeht, folgendermaßen abgespielt haben: In Walton an der Themse war Nikolaus zum ersten Male mit der jungen Prinzessin zusammengetroffen, und sein Wunsch, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen, fand die Zustimmung Alexanders III. Nun mußte der Zar Nikolaus um die Prinzessin werben. An einem schönen Sommerabend traf er die Kaiserin in einem kleinen Pavillon, wo sie in Träumereien versunken, allein saß. Die Gelegenheit war so günstig, wie der junge Großfürst sie sich nur wünschen konnte, aber es fiel ihm schwer, das entscheidende Wort in der steifen Form zu sprechen, wie es die alte strenge, russische Hofetikette ihm vorschrieb, und die Worte blieben ihm fast im Halse stecken, als er schließlich Mut faßte, sich neben die Prinzessin setzte, ihre Hand ergriff und feierlich erklärte: „Der Kaiser, mein Vater, hat befohlen, Ihnen meine Hand und mein Herz anzubieten.“ — Die Königin, meine Großmutter, erwiderte die Prinzessin lächelnd und ihre Augen blitzten schelmisch, „hat mir befohlen, Ihre mir angetragene Hand anzunehmen.“ Dann aber brach sie in Lachen aus und sagte hinzu: „Das Herz nehme ich aus eigenem freien Willen!“

Der Sekretär des Präsidenten. Sekretär des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu sein, ist durchaus nicht so hübsch, wie man denken sollte. Zu seinen Obliegenheiten gehört nämlich u. a. auch, all die vielen mehr oder minder geistig nicht ganz Kapittelfesten, die den Präsidenten mit ihrer Gegenwart und ihren verrückten Ansinnen beehren wollen, aus dem Weißen Hause hinauszukomplimentieren, sozusagen also dem Präsidenten als Puffer zu dienen. Mit den männlichen Uebergegnungen können in den meisten Fällen die Geheimbeamten fertig werden, aber — die Weiber! Die verstehen es oft, so schlau zu Werke zu gehen, daß sie bis ins Innere des Weißen Hauses eingedrungen sind, ehe man eine richtige Ahnung ihres Geisteszustandes bekommt. Sekretär Loeb hat nun durch Uebung ein ziemlich gutes Ohr bekommen, aus den Reden der Besucherinnen ihren Geisteszustand zu erkennen, und dann muß er alle seine Schläueit und Ueberredungsgabe aufbieten, die Uubringlichen loszuwerden. Bei ganz Hartnäckigen geht das denn nicht immer ohne Kränkung ihres Gefühls ab, und dann hat Herr Loeb eine gerichtliche Klage zu gewärtigen, wie das neuerdings vorgekommen ist. Nam da eines schönen Tages ein Fräulein Dorée in das Weiße Haus und behauptet, sie sei bei ihrem „Abzuge“ zu Schaden gekommen. Sie ging hin und verklagte Loeb auf

50 000 Dollars Schadenersatz. Auch die sich überall unnützlich machende fanatische „Weilhelmin“ Mrs. Nation hält ihre Entfernung aus einem Orte der Ruhe und des Geseges mit einer Buße von 50 000 Dollars aus Loeb's Geldbeutel nicht zu schwer geachtet. Bei dem Gehalt von 5000 Dollars, das der Sekretär bezieht, ist das keine Kleinigkeit. Man sieht hieraus, daß die Stellung eines Sekretärs des Präsidenten auch ihr Unangenehmes haben kann.



\* Wiesbaden, 21. September 1906.

\* Die Literarische Gesellschaft Wiesbaden hat letzten Dienstag im Kaiserhalle in der Dohmerstraße ihre diesjährige Generalversammlung abgehalten. Wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, war die Versammlung nicht gerade zahlreich besucht, weil die Mitglieder offenbar annehmen, daß alles in besten Händen ist. Der Verlauf der Versammlung gab dieser Auffassung allerdings auch recht, denn es erwies sich aus den Berichten des Vorsitzenden sowie des Schriftführers, daß die Gesellschaft trotz des schweren Verlustes, den sie durch den Tod ihres Begründers, Hofrats Professor Dr. Beyer, erlitten hat, ihrer Aufgabe nach wie vor in durchaus befriedigender Weise erfüllt. Die Gesellschaft hat im Laufe des letzten Jahres 8 öffentliche Vorträge veranstaltet, ferner 6 Familienabende abgehalten, ferner eine Schillerfeier veranstaltet und einen gemeinsamen Ausflug nach dem Niederwaldendenkmal unternommen. Für den kommenden Winter ist wieder eine gleiche Reihe von ähnlichen Vorträgen und ähnlichen Veranstaltungen vorgesehen; das Programm dazu wurde der Generalversammlung vorgelegt und von dieser genehmigt; es sind diesmal mehrere hervorragende Kräfte von auswärts bereits fest dazu verpflichtet, so daß die Vorträge höchst anziehend zu werden versprochen. Einige durch den Vorstand vorgeschlagene Änderungen in den Satzungen der Gesellschaft, die sich als notwendig herausgestellt haben, wurden von der Versammlung genehmigt. Der Vorstand besteht jetzt aus folgenden Herren: Hofrat Dr. Spielmann, 1. Vorsitzender; Geh. Regierungsrat Professor Dr. H. Freytag, 2. Vorsitzender; Regierungsbaumeister Franz Boas, 1. Schriftführer; Dr. med. G. Krauer, 2. Schriftführer; R. Dieb, Säckelmeister; Freiherr Dieb von Zedlitz und Reutrich.

\* Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“ (Abt. Wiesbaden.) Infolge einer Vereinbarung hat der Volkshilfungsverein den Mitgliedern des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium dieselbe Preisermäßigung für den wissenschaftlichen Vortragszyklus zugesichert wie seinen eigenen Mitgliedern. Der Abonnementpreis beträgt demnach auch für die Mitglieder des genannten Vereins nur 3 Mark.

\* Der Herbsttag des Ganes 3 der Deutschen Motorradfahrer-Vereinigung findet kommenden Sonntag, 24. September, hier im Hotel „Friedrichshof“ statt. Nach Besprechung der Tagesordnung findet gemeinschaftliches Mittagessen und daran anschließend Fahrt nach Wiesbaden statt. Außer den Mitgliedern sind Freunde des Automobilsportes, speziell Motorradfahrer, willkommen.

\* Der Wiesbadener Turnlehrerverein hält Samstagabend 8½ Uhr eine Vereinsversammlung im Hotel „Friedrichshof“ ab. Herr Jäger wird sprechen über: „Stand der Spielbewegung an den städtischen Schulen.“ Lehrer, Lehrerinnen und Turnfreunde sind willkommen.

\* Die Gesellschaft „Alti-Wildfang“ veranstaltet am Sonntag, 23. Sept., einen Familienausflug nach Erbenheim, Gasthaus zum Löwen. Für genügende Unterhaltung, Tanz etc. ist bestens Sorge getragen. Im übrigen verweisen wir auf die Annonce in der Sonntagsnummer. Besondere Einladungen ergehen nicht.

\* Nach- und Schließgesellschaft. Ein neues Bewachungsinstitut unter dem Titel Wiesbadener Bewachungs-Institut „Union“ wurde von dem Detektiv- und Auskunftsbureau „Union“, Römertor 3, hier gegründet und nimmt ab 1. Oktober seine Tätigkeit auf. — Die Bekanntmachung im Anzeigenteil unserer geistigen Nummer gibt über folgende sehr wichtigen Regeln Aufklärung: Die Wächter werden nach englischem Muster ausgebildet und zwar in einer eigens dafür errichteten Schule, wo jedem Wächter die bekannten Vöding-Dichtungs-Tricks erlernt werden. Diese Art der Ausbildung soll den Wächter ermöglichen, einen jeden in kurzer Zeit kampfunfähig zu machen. Alle 15 Minuten wird neu redigiert, wodurch ein Einbruch allerdings kaum möglich sein kann. Jeder Abonnent des betreffenden Instituts ist außerdem noch gegen Einbruch und Diebstahl versichert.

## Sunlicht Seife

Blank und blitzend werden Schüssel, Topf und Pfanne und alle Küchengeräte, wenn man sie mit Sunlicht Seifenwasser reinigt. Die lästigen Fettschmutze und die üblen Gerüche, welche Fische, Gemüse — wie etwa Kohl, zurücklassen, werden mühelos entfernt und in kurzer Zeit erglänzt das Geschirr und die Küche in appetitlicher Sauberkeit.

Man bereitet sich eine billige weiche Seife (Schmierseife), wenn man ein halbes Doppelstück zu Schnitzeln schabt und diese in 1-1½ Liter heissem Wasser durch fleißiges Umrühren löst. Ein viertel Liter dieser weichen Seife einem Eimer heissem Wasser beigesetzt leistet ganz ausgezeichnete Dienste zu allen Reinigungsarbeiten.







Nr. 220.

Samstag, den 22. September 1906.

21. Jahrgang.

## Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten)

„Ich glaube, wenn unsere Arbeit hier getan ist, dann wird es immer noch früh genug sein, über unsere Zukunft nachzudenken,“ erwiderte sie mit einem leisen Seufzer. „Es kann ja auch anders kommen, als wir hoffen und wünschen; die Möglichkeit, daß wir mit dem Freunde untergehen, ist keineswegs ausgeschlossen.“

„Ich glaube nicht an die Warnungen Labelles.“

„Nichtsdestoweniger halte ich es für ratsam, ihrer stets eingedenk zu bleiben.“

Sie hatten ihr Gasthaus erreicht, in dem Cécilie ihre Rückkehr ungeduldig erwartete. Schon an der Tür wurden sie von Mathieu in Empfang genommen, dem Ferdinand in die Schenke folgen mußte, während Leontine zur Freundin hinaufstieg.

Labelle sollte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht sehen; Garnier fand sich am nächsten Tage bald nach dem zweiten Frühstück ein und ging, ohne den alten Buchhalter eines Blickes zu würdigen, in das Kabinett seines Freundes.

„Sie haben sich ja gestern Abend sehr früh verabschiedet,“ sagte er spöttisch, nachdem er Platz genommen hatte. „Graute Ihnen vielleicht vor dem hohen Spiel?“

„Bah, welche Frage! Ich war von der Nacht vorher ermüdet, und dann hatte ich ja auch, wie Sie wissen, Ärger gehabt,“ erwiderte Dibier, dem Freunde eine Zigarre anbietend.

„Darüber wollte ich heute mit Ihnen sprechen, Sie gaben mir gestern Abend keine Gelegenheit dazu.“

„Weil Sie dem Rentier nicht von der Seite wichen.“

„Den Teufel auch, dazu hatte ich meine Gründe,“ lachte Garnier. „Lasse ich ihn in andere Hände fallen, so habe ich ihn verloren, und solch' edles Wild kommt einem selten vor den Schuß.“

„Wie hoch beläuft sich heute Ihre Forderung?“

„Weshalb fragen Sie?“

„Weil ich mich dafür interessiere.“

„Ah, bah, mir scheint, Sie machen sich noch immer Hoffnung,“ sagte Garnier mit einem spöttischen Achselzucken. „Wenn wir heute Abend noch einmal spielen, werde ich morgen wohl hunderttausend Francs zu fordern haben, eher mehr als weniger.“

„Denken Sie nicht, daß Unger Verdacht schöpfen könnte?“ warnte Dibier.

„Nein. Aber gesetzt auch, er täte es, welche Folgen könnten daraus entstehen? Keine, die ich zu fürchten hätte. Beweisen kann er nichts, durch einen Angriff gegen mich würde er sich nur lächerlich machen. Und zahlen muß er; reißt er ab, ohne seine Schuld zu tilgen, so folge ich ihm, und daheim wird die Furcht vor seiner Frau ihn zwingen, meinen Schein einzulösen. Nein, verehrter Freund, in dieser Beziehung hege ich keine Besorgnis. Neben mir nun von Cécilie. Sie hat also Ihr Haus verlassen?“

„Mit ihrer Freundin, ja,“ erwiderte Dibier, und eine drohende Falte zeigte sich zwischen seinen buschigen Brauen, „die beiden Mädchen wohnen nun bei dem Bruder Leontines, mit dem sie schon früher ein Bündnis gegen uns geschlossen haben.“

„Ich sagte Ihnen das ja voraus, aber Sie wollten's mir nicht glauben. Für Sie war diese blonde Deutsche eine Madonna.“

„Lassen wir das!“ fiel Dibier ihm rasch ins Wort.

„Ach was, so rasch darf man den Mut nicht verlieren,“ spöttelte Garnier, den Rauchwölkchen seiner Zigarre nachblickend; wenn einmal ein Plan mißglückt ist, darf man nicht gleich die Klinte ins Korn werfen.“

„Der Bruder Ihrer Madonna wird wohl morgen schon im Gefängnis sitzen, da sind die beiden Mädchen schutzlos, und sie müssen uns Dank wissen, wenn wir uns ihrer annehmen. Wir werden dann wohl wieder Mittel und Wege finden, um sie wieder in unsere Gewalt zu bringen.“

„Der junge Renard ist noch nicht hinter Schloß und Riegel,“ sagte sein Freund in demselben spöttischen Tone, welchen Plan verfolgen Sie inbezug auf ihn?“

„Das bleibt einstweilen mein Geheimnis; Sie dürfen meiner Versicherung Glauben schenken, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht fehlschlagen kann.“

Henry Dibier blickte gedankenvoll in die Glut seiner Zigarre und wiegte mit ernster, mißbilligender Miene das Haupt. „Ich sagte Ihnen damals schon, es wäre besser gewesen, wir hätten die Hände davon gelassen,“ entgegnete er. „Den jungen Weimar konnten wir einfach zum Tempel hinauswerfen, wir hätten dann von ihm und seinen Verbündeten nichts mehr zu fürchten. Leontine Renard wäre in Brüssel geblieben.“

„Weshalb bereuen?“ fiel Garnier ihm in die Rede. „Ich sehe keinen Grund dazu, überdies muß es doch auch Ihnen sehr erwünscht sein, diesen gefährlichen Gegner für immer beseitigt zu wissen. Mag er leugnen, die Beweise, die gegen ihn vorliegen, sind überzeugend; das Gericht wird ihn ohne Gnade verurteilen.“

„Om, die Sachverständigen könnten diesmal anderer Meinung sein!“ warf Dibier ein.

„Seien Sie unbesorgt, sie werden ihr Gutachten dahin abgeben, daß der Angeklagte die Briefe eigenhändig geschrieben und Ihre Unterschrift gefälscht hat. Wie lautet Ihr Urteil in dem Prozeß gegen den alten Weimar?“

„Wir haben hier andere Sachverständige.“

„Die auch nicht klüger sind als jene.“

„Wenn ein Verdacht auf Sie geworfen würde...“

„Wer sollte das tun?“

„Der Angeklagte selbst.“

„Bah, der Richter würde darin nur eine faule Ausrede sehen,“ lachte Garnier spöttisch. „Von meinem schönen Talent hat ja außer Ihnen niemand eine Ahnung, nicht einmal Ihr Buchhalter, den ich schon längst vor die Tür geworfen hätte. Sie ähnelten auch damals Besorgnisse, als ich Ihnen in dem



Prozeß gegen den alten Weimar meine Hilfe leistete; und doch wurde diese Angelegenheit so glatt geordnet, wie man es nur wünschen konnte. Wären Sie damals nicht so furchtsam gewesen und wären persönlich hingereist, so hätten Sie den jungen Weimar kennen gelernt, und dadurch würde es ihm nicht möglich geworden sein, sich unter falschem Namen in Ihr Haus einzuschleichen."

Henry Dibier hatte sich erhoben, er wanderte langsam auf und nieder, seine Brauen zogen sich immer finsterner zusammen, und das krampfhaft zuden seiner Lippen ließ den gewaltigen Sturm erkennen, der in seinem Innern tobte. "Damals waren die Verhältnisse anders," sagte er, "meine eigene finanzielle Bedrängnis zwang mich zu diesem Schritt. Weimar forderte eine große Summe, die ich nicht zahlen konnte; ich wurde verurteilt. Sie wissen, ich hatte gerade in jenen Tagen ein enormes Unglück im Spiel gehabt, ich wäre gezwungen gewesen, den Konkurs anzumelden."

"Und daß Sie über diese Klippe glücklich hinweggekommen, verdanken Sie mir allein."

"Nun ja, ich bekam sogar noch Geld dazu, ich leugne das nicht. Aber jetzt existierte diese Klippe nicht; ich konnte den Spion mit Schimpf und Schande hinauswerfen."

"Und nun ist er für immer unschädlich gemacht."

"Ich hätte dagegen durchaus nichts einzuwenden, wenn ich von seiner Verurteilung überzeugt wäre," fuhr Dibier fort, vor seinem Schreibtisch stehen bleibend, um die Asche von seiner Zigarre abzustreichen. "Wie gesagt, fällt ein Verdacht auf Sie, so wird man den Sachverständigen auch Ihre Handschrift vorlegen und dann..."

"Dann entdecken Sie noch immer keinen Beweis gegen mich, bester Freund, ich bin meiner Sache vollkommen sicher."

"Ein anderer Beweis gegen Sie könnte gefunden werden, an den Sie vielleicht noch nicht gedacht haben. Sie waren am Morgen der Verhaftung in der Wohnung Weimars, um das falsche Geld, die Wechsel und den Stempel hinzubringen."

"Das hat niemand gesehen."

"Es könnte doch der Fall gewesen sein."

"Ach was, weshalb quälen Sie mich mit all' diesen Bedenken und Sorgen?" fragte Garnier ärgerlich, "Sie haben gar keine Ursache dazu. Der Richter muß ja von der Schuld dieses Burischen überzeugt sein, und wenn das Urteil gesprochen ist, dann haben Sie von jener Seite für alle Zeit nichts mehr zu befürchten. Renard mache ich ebenfalls unschädlich, auch dieser Plan kann nicht fehlschlagen, und was wir dann mit dem Mädchen beginnen, wird sich finden."

"Damit lassen Sie mich fortan in Ruhe," entgegnete Henry Dibier mit einer energig abweisenden Handbewegung. "Mit diesen Geschichten mag ich nichts mehr zu tun haben. Ich denke nicht mehr an Brontine Renard, weder im Guten noch im Bösen, und ich werde nicht so verrückt sein, mich noch einmal von ihr demütigen zu lassen. Was Cécilie anbetrifft, so hat sie sich mit aller Entschiedenheit geweigert, Ihnen das Jawort zu geben, und infolge dieser Weigerung hat sie mein Haus verlassen, um fortan ihren eigenen Weg zu gehen. Ich kümmerge mich nicht mehr um sie; sehen Sie selbst zu, wie Sie mit ihr fertig werden."

"Damit wäre also das Tisch Tuch zwischen uns zerrissen?" fragte Garnier, dessen Blick einen tödlichen stehenden Ausdruck annahm. "Sie nehmen Ihr Wort zurück?"

"Das nicht; aber ich kann es nicht einlösen, ich meine, das muß nun auch Ihnen klar geworden sein."

"Wenn Sie mir das sagen, dann verlange ich einen anderen Lohn für die Hilfe, die ich Ihnen geleistet habe. Sie hat Ihnen fünfundzwanzigtausend Taler eingebracht, und wie Sie sich erinnern werden, erhielt ich damals nur dreitausend Francs."

"Das war dieselbe Summe, die Sie damals forderten und mit der Sie sich zufrieden erklärten."

"In der Voraussetzung, daß Ihre Zusage bezüglich der Hand Cécilies eingelöst würde."

"Das Unmögliche kann ich nicht möglich machen."

"Eben deshalb fordere ich einen Ersatz."

"Und ich fordere dasselbe!" fuhr Dibier zornig auf. "Ich fordere die Hälfte der Summe, die Sie Unger abgenommen haben."

"Mit welchem Rechte?" fragte Garnier höhnisch. "Ich glaube, Ihnen meine Ansicht über diese Forderung deutlich genug gesagt zu haben. Bitte, keine Drohungen!" fuhr er fort, als sein Genosse trotzig das Haupt zurückwarf. "Sie haben keine Berechtigung dazu, denn von Ihrer Seite ist nichts geschehen, um mir diesen Gewinn zu verschaffen."

"Ich hätte den Rentier warnen können."

"Torbelt, Sie hätten sich selbst damit die Schlinge um den Hals gelegt. Was in dieser Sache geschehen ist, das mußten

Sie geschehen lassen, schon aus Rücksicht auf unsern Stuhl, in dem kein Verräter geduldet wird. Ich aber beharre bei meiner Forderung; können Sie mir die Hand Cécilies nicht verschaffen, so zahlen Sie mir die Hälfte des Geldes, welches Sie damals durch meine Hilfe gewonnen haben."

"Nicht einen Centimen werden Sie davon sehen," rief Henry Dibier mit heiserem Lachen. "Ich sage nun auch Ihnen: Keine Drohung! Aus Ihrem Munde klinge sie lächerlich."

"Wenn Sie glauben, mit solchen Redensarten mich einschüchtern zu wollen, so täuschen Sie sich," entgegnete Garnier ruhig, während er jede Bewegung des ruhelos auf und ab wandernden Genossen mit lauerndem Blick beobachtete, "ich habe das Recht und auch die Macht, um Ihnen zu drohen."

"Wirklich?" höhnte Dibier. "Wollen Sie vielleicht dem Richter erklären, daß Sie alle diese Fälschungen begangen?"

"Deshalb nicht; ich fertigte diese Schriftstücke in Ihrem Auftrage an, ohne selbst einen Vorteil davon zu haben."

Dibier blieb stehen; sein Blick ruhte voll Erstaunen auf dem Genossen, aber Angst und Besorgnis waren in seinen Zügen noch immer nicht zu entdecken.

"Glauben Sie vielleicht, die Ausführung eines solchen Auftrages sei straflos?" spottete er.

"Durchaus nicht, aber ich glaube ebenso wenig, daß man jemand hängt, bevor man ihn hat. Ich werde ohnedies Brüssel verlassen, sobald ich meine Forderung an den Rentier Unger einliefert habe; es wird ratsam sein, wenn ich mich längere Zeit von hier entferne, und ich habe dann auch Geld genug, um einige Jahre in ruhiger Beschaulichkeit zu verbringen. Ich wollte schon längst einmal eine Reise übers Meer machen. New-York soll eine prächtige Stadt sein, ich zweifle nicht daran, daß ich mich dort wohl fühlen werde. Wenn die Verhältnisse es erheischen, kann ich dort unter einem anderen Namen auftreten; ich werde in der Menge vollständig verschwinden, und wer weiß, ob mir das Glück nicht zu einer reichen Frau verhilft, deren Mitgift mich zum Millionär macht. Was meinen Sie, wenn ich von drüben den betreffenden Gerichten die nötigen Mitteilungen mache und einige Proben meiner Handschrift beilege, lieber Dibier? Sie können so rasch nicht von hier fort, die Interessen Ihres Geschäfts gestatten es Ihnen nicht."

"Sie sind entweder verrückt oder ein großartiger Schurke," brauste Dibier auf, aus dessen funkelnden Augen Hornesblitze zuckten.

"Keines von beiden," fuhr Garnier gelassen fort, indem er sich erhob, "ich wahre nur meine Rechte, und es ist meine Schuld nicht, wenn Sie das unbenutzen finden. Sie sind jetzt ein reicher Mann, und wenn Sie gerecht sein wollen, müssen Sie zugeben, daß Sie es durch mich geworden sind; im Hinblick darauf können Sie meine Forderung nicht unbillich finden. Ich will auf diese Forderung verzichten und an unserem derzeit geschlossenen Vertrage festhalten, wenn Sie mir die Hand Cécilies verschaffen. Denken Sie darüber noch einmal nach, es wäre mir angenehm, wenn wir im Frieden von einander scheiden könnten; ich gebe Ihnen bis übermorgen Frist, dann aber verlange ich eine definitive Entscheidung."

Henry Dibier stützte sich schwer auf die Lehne seines Sessels, sein Gesicht war dunkelrot, die Augen drängten sich aus den Blutunterlaufenen Höhlen hervor. "Sie wissen, daß ich das eine nicht kann und das andere nicht will," sagte er heiser.

"Ich hoffe, Sie besinnen sich noch eines anderen!"

"Niemals!"

"Wir wollen's abwarten," spottete Garnier, während er seine Handfläche anzog und lauschend den Blick auf die Wand heftete. "Sie werden bei ruhigem Nachdenken die Ueberzeugung gewinnen, daß es nicht ratsam ist, meine Feindschaft herauszufordern. Und wie gesagt, abreißen können Sie nicht; der Prozeß gegen den jungen Weimar hält Sie hier fest, während es mir in jeder Stunde freisteht, die Reise nach New-York anzutreten. Hören Sie nichts?"

Dibier erhob horchend den Kopf und heftete ebenfalls den Blick auf die Wand. "Was haben Sie denn gehört?" fragte er.

"Ich glaube, Labelle hat gehört."

"Bah, er denkt nicht daran," erwiderte Dibier, aber im nächsten Moment öffnete er die Tür, um einen forschenden Blick ins Bureau zu werfen.

"Was machen Sie da?" fragte er barsch, als er sah, daß der alte Mann die Frachtbriefe an den Nagel hing.

Labelle schlug vor dem stehenden Blick die Augen nicht nieder; er hing den Pappdeckel über die Frachtbriefe und zuckte gleichgültig die Achseln. "Ich sehe den Frachtsack von Berlin nach hier nach," antwortete er ruhig, "Sie haben vor einigen Tagen eine Kalkulation gefordert."

(Fortsetzung folgt.)



## Der kleine Erich.

Skizze von Allan (aus dem Schwedischen).

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Frühlingsabend im Anfang Mai, als ein junger, munter dreinschauender Arbeiter mit seinem Bündel unter dem Arm über den großen Marktplatz schritt. Er kam von seiner Tagesarbeit und befand sich auf dem Wege nach Hause. In seiner strammen Haltung erkannte man den alten Soldaten.

Als er über den großen Platz kam, war er kurz davor, über einen Ball zu stolpern, der ihm zwischen die Füße rollte. Er nahm den Ball auf und übergab ihn einem kleinen rotwangigen Knaben, der ihm nachgelaufen kam und mit einem glücklichen Danke! wieder davoneilte.

Erich Brandt blieb stehen und blickte ihm nach. Wo hatte er doch den kleinen Blondkopf schon gesehen? Der schelmische Blick aus den klaren, grauen Augen kam ihm so bekannt vor. Sollte der Knabe wirklich — nein, es war nicht möglich — und doch! O, wenn es sein kleiner Erich, sein eigener, lieber Junge wäre!

Nie in seinem Leben würde er den Winter vor drei Jahren vergessen, als er fast die ganze Zeit keine Arbeit hatte. Seine Frau hatte, so schwach wie sie nach der Geburt des Kindes war, auch nichts verdienen können. Da wußte er sich eines Tages nicht anders zu helfen, als daß er sich zu seinem alten Rittmeister begab, in dessen Schwadron er gestanden hatte. Dieser hatte ihm gelegentlich Arbeit verschafft und war ihm mit diesem und jenem behilflich gewesen. Eines Tages hatte der Rittmeister ihm aber einen Vorschlag gemacht, der ihm in anderer Weise helfen sollte. Er hatte ihm angeboten, daß er ihn von der Last des Jungen befreien und seinen kleinen Erich an Kindesstatt annehmen wolle. . . .

In diesem Augenblick machte der kleine Junge, scheinbar vor seinem Kindermädchen, Halt. Unwillkürlich ging er näher heran, um sich das Kind genauer zu betrachten.

Wie schwer es ihm doch geworden war, sich von dem Knaben zu trennen. Die anderen drei Kinder waren Mädchen. Die Not kennt aber kein Gesetz. Er sah, daß er seinem Rittmeister, dessen Ehe kinderlos war, eine Freude damit machte und wußte, daß sein Erich es gut haben würde. Denn der Rittmeister war ein prächtiger Mensch, der seine Leute und Tiere immer gut behandelte. Das wußte der ehemalige Gardedragonier, der auch immer in erster Linie an seine Pferde gedacht hatte. Trotzdem war es hart! . . .

Er setzte sich auf eine Bank, die in der Nähe des Spielplatzes stand. . . .

Vielleicht irrte er sich! Es war doch ein großer Unterschied zwischen dem Knaben dort drüben und seinem kleinen, blondhaarigen, stumpfnäsigen Jungen. Die Kinder verändern sich aber so leicht und drei lange Jahre hatte er den Knaben nicht gesehen. Er hatte es dem Rittmeister versprechen müssen, daß er sich nicht weiter um das Kind kümmern wolle, und dies wurde ihm dadurch erleichtert, daß der Rittmeister seinen Abschied nahm und mit den Seinen auf das Land zog. Nur einmal im Jahr pflegte er sich einige Wochen in der Hauptstadt aufzuhalten.

Nein, er hatte sich doch nicht geirrt. Der schelmische Blick, mit dem der Knabe verstoßen seinen neuen Bekannten betrachtete, war derselbe, mit dem sein kleiner Erich ihn anschaut, wenn er seinen Scherz mit ihm trieb. Und da waren auch dasselbe Lächeln und dieselbe Bewegung der kleinen Hände, die er so gut kannte.

Nein, er war gezwungen, sich Gewißheit zu verschaffen, und als der Ball in seine Nähe kam, hob er ihn auf und betrachtete ihn.

„Das ist ein schöner Ball,“ sagte er, „von wem hast du ihn?“

„Natürlich vom Vater.“

Der Knabe lehnte sich vertraulich an seine Knie, als wisse er, daß er an dem Fremden einen Freund habe.

„Und wie heißt dein Vater?“

„Rittmeister von Hammer.“

Brandt konnte sich kaum fassen. Dieses Kind war also sein eigener Junge. Er mußte sich förmlich Gewalt antun, um ihn nicht zu sich heranzuziehen. Wie gern hätte er ihn auf seine Knie gesetzt, auf den Platz gesetzt, der für Erich bestimmt war, wenn sein Vater am Abend

heimkehrte. Er war aber gezwungen, das zusammenzunehmen. Was hätte das Kindermädchen wohl gesagt, wenn sie gesehen hätte, daß dieser fremde Mann sich solche Freiheiten mit dem Kinde ihrer Herrschaft erlaubt hätte.

„Es war ja nun einmal ein fremdes Kind!“

Wie bitter der Gedanke war! Es war ja nicht mehr sein Sohn und er hatte nicht mehr das Recht, ihn zu liebkoßen! Weshalb war er nur gezwungen gewesen, sein Kind von sich zu geben? Bittere Gedanken über den Unterschied von Reich und Arm, Vornehm und Gering durchkreuzten sein Gehirn, und eine trostige Falte legte sich auf seine Stirn.

Das Mädchen rief jetzt gerade das Kind an sich heran, und er war kurz davor, den Knaben — seinen Knaben — zurückzuhalten.

Da stand plötzlich wie ein Blitz vor ihm — sein Versprechen! Er hatte ja seinem Rittmeister gelobt, sich dem Knaben nie zu erkennen zu geben. Und Erich Brandt hatte sein gegebenes Wort noch nie gebrochen. Mit einer Kraftanstrengung wurde er wieder Herr über sich selbst. Doch stürzte es noch in ihm, und es dauerte eine ganze Weile, bis er ruhiger denken konnte.

Nach und nach erwachten aber doch andere Gedanken in ihm. Die Sache hatte ja ihre zwei Seiten!

Wie hätte er sich in jenem Winter helfen wollen, wenn er den Rittmeister nicht gehabt hätte, der ihm in der aufopferndsten Weise zur Seite stand. — Wie leer war das kinderlose Heim des Offiziers gewesen, und hatte er sich nicht im Grunde genommen selbst darüber gefreut, daß er ihm und der guten gnädigen Frau mit der Ueberlassung des Knaben ihr Dasein erheiterte? Und dann, welche Erziehung hätte er wohl selbst dem Kinde geben können?

Seine Familie war im Laufe der Jahre noch weiter gewachsen, und es ward ihm auch jetzt oft sauer genug, für sie alle das Nötige heranzuschaffen. Für den Jungen war ja gut gesorgt, und das mußte er, so schwer es auch immer war, sich gestehen.

Keiner der Vorbeigehenden, am wenigsten aber der kleine Erich, ahnte, welch harten Kampf er unter der einfachen Arbeiterbluse auskämpfte. Jetzt war es überstanden.

Mit einer kräftigen Willensanstrengung erhob Brandt sich und schritt weiter. Er wollte sich der Gefahr nicht wieder aussetzen, den Knaben in seiner nächsten Nähe zu haben. Bei seiner Heimkehr sprach er auch mit seiner Frau nicht darüber. Er hätte ja nur die alte Wunde von neuem aufgerissen.

Aber für ihn war und blieb es ein erinnerungsreicher Abend. Er hatte einen Sieg über sich selbst gewonnen, und manches Mal, wenn die Waagschale zwischen Recht und Unrecht schwankte, kam der Gedanke wieder.

Sollten Erich und ich uns einmal im Leben wieder treffen, so soll er keinen Grund haben, sich seines Vaters zu schämen.



**Tiere und Bilder.** Diese Frage hat zu allen Zeiten die Naturforscher beschäftigt. Nach genauer Untersuchung ist man zu dem Schluß gekommen, daß selbst die verschiedenartigsten Tiere imstande sind, Bilder aufzufassen. Alexander von Humboldt zeigte einmal einem kleinen Vitisaffen in Orinoko einige farbige Bilder, die Menschenreden und Wespervorstellungen, und sofort streckte der Affe die Hand aus, um nach ihnen zu greifen und sie zu verschlucken. — Vor dem Budhistenklöster in Lashis hatte man einen gemalten Hund aus Zink aufgestellt, der in dem Grade Eindruck auf eine Tigerschlange machte, daß diese auf den unschuldigen Abguss losfuhr und ihn verschluckte, als sei er ein wirklicher lebendiger Hund gewesen. — Vögel besitzen die Fähigkeit, ihr eigenes Bild im Spiegel zu erkennen. B. B. sah ein Star, der volle Freiheit zum Umherfliegen hatte, mit Vorliebe vor einem großen Wandspiegel und sang seinem Gegenüber im Glas die schönsten Weisen vor. Raben und Gamsen er-



kennen gleichfalls ihr Spiegelbild wieder. Die Hunde verhalten sich dagegen verschieden, wenn man sie vor den Spiegel stellt. Einige haben vor ihrem eigenen Bilde Abneigung, andere beschnüffeln es dagegen. Sehr komisch ist es zu beobachten, wie die Hunde sich Gemälden gegenüber verhalten. Ein bekannter Tiermaler hatte einst ein lebensgroßes Hundepotrait ausgestellt, und dies erschreckte in dem Grade einen kleinen Mattenfänger, der zufällig in den Saal geriet, daß dieser erst laut heulte und sich dann heulend in aller Eile aus dem Staube machte. Ein Todesk, der in das Atelier eines Münchener Malers kam, umkreiste ein großes, eine Parforcejagd im Mittelalter vorstellendes Gemälde, und versuchte sich den jagenden Hunden anzuschließen. Ein Bildhauer mußte das Modell eines Terriers und eines anderen Hundes aus seinem Atelier entfernen, da ein hereinkommender Dachshund auf sie losstürzte und sie beißen wollte.

**„Weiße“ und „rosa“ Bälle.** Gar manche Ballmütter sehen es mit Schmerzen, wenn die jungen Herren statt ihrer Töchter etwa junge Frauen engagieren. Der Ball ist doch schließlich nicht dazu da, damit Frauen, die schon einen Mann haben, nun zur Musik ein wenig herumspringen. Da gilt es höhere Interessen zu wahren, wichtigere Dinge stehen auf dem Spiel, über die die Mutter heiratsfähiger Töchter genau Auskunft geben kann. Man war daher in Paris bereits vor etwa 15 Jahren auf den Gedanken gekommen, die Konkurrenz der jungen Frauen auszuschalten und für sie gesonderte Feste einzuführen. So sind die „bals blancs“ und die „bals roses“ entstanden. Auf den „weißen Bällen“ sind nun die jungen Mädchen versammelt, die nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sind, um junger Frauen willen

im Stich gelassen zu werden. Die „rosigen Bälle“ aber sind den reiferen Reizen verheirateter Tanten vorbehalten. Seitdem herrschte große Freude in beiden Reichen. Doch allmählich merkten die Mütter, daß diese Bälle, so viel des Schönen sie auch für ihre Töchter boten, für sie keine Reize mehr hatten. In diesen weißen Bällen kamen nun bloß noch Tänzer; kein verheirateter Mann stellte sich ein; niemand war da, mit dem man plaudern konnte; so standen die Mütter denn trübselig in den Türen, und Langeweile herrschte. Die „Rosa-Bälle“ dagegen boten ganz entzückende und verlockende Reize, alles drängte sich zu ihnen, während die „weißen Bälle“ nur mäßig besucht waren. Eine vollendete Eleganz, ein geistreich pikantes Geplauder belebte diese Feste. Sie hatten einen intimen und gemüthlichen Charakter. Man tanzte in kleinen Räumen, und die Enge machte die Stimmung noch lustiger und angeregter. Die Musik bestand höchstens aus drei Musikanten, man verstand noch die verschlungenen und vielfachen Touren eines Cotillon zu tanzen, und es gab noch Herren, die ihren Geist an der Erfindung neuer Touren verschwanden. Doch die Zeiten, da die „rosigen Bälle“ blühten, sind in Paris vorüber. Weiß und rosenrot wieder vereint, besuchen die Mädchen und die Frauen die gleichen Gesellschaften, und ein großer Zugus macht sich breit. Man läßt unendlich viele Menschen ein, die sich nicht kennen, läßt sie in unwirtlichen, riesigen Räumen zusammenkommen, und die kostbare Bewirtung, der übertriebene Prunk machen alles nur noch unbehaglicher.



## Für Wöchnerinnen und Kranke:

### Wasserdichte

#### Betteinlagen

per Meter. von Mk. 1.30 bis Mk. 6.75.

**Armtragbinden** von 80 Pf. an.

**Augen-, Nasen- und Ohren-Douchen und Spritzen** von 25 Pf. an  
**Augen- und Ohrenklappen und Binden.**

#### Badesalze, wie:

Kreuznacher Mutteraugen-Salz.  
Stassfurter Salz,  
lehtes Seesalz,  
Vieh- (Bade) Salz,  
Aechte Kreuznacher Mutterlauge,

Fichtennadelextrakt und Tabletten.

#### Bade- und Toilette-schwämme

in grösster Auswahl.  
Gummischwämme Ia. Qualität.  
Augen-, Mund- und Ohrenschwämme.

**Badethermometer** von 40 Pf. an.

#### Bettpfannen

(Unterschieber, Stechbecken) aus Porzellan, Emaille und Zink in verschiedenen Grössen von Mk. 2.— an.

#### Bruchbänder

von Mk. 1.80 an.  
Brusthütchen mit Sauger.

### Brustumschläge,

Halsumschläge, } nach Priess-  
Leibumschläge, } nitz.

gebrauchsfertig in verschied. Grössen von Mk. 1.— an

#### Klystierspritzen

aus Gummi, Glas und Zinn.

Clystierpumpen.

Glycerinspritzen.

Clystierrohre aus Glas, Hart- und Weichgummi.

**Desinfektionsmittel,** wie: Lysol, Lysoform, Carbolwasser, Creolin, Septoforma etc.

**Einnahmegefäße und Löffel,**

Trichter und Krankentassen von 20 Pf. an.

#### Eisbeutel,

von 20 Pf. an.

#### Fieber- (Maximal) Thermometer

von Mk. 1.— an, mit amtlichem Prüfungsschein von Mk. 3.— an.

Fingerlinge aus Patentgummi und Leder.

#### Frottier-Artikel

in grösster Auswahl.

#### Gesundheitsbinden

(Damenbinden) Ia. Qualität per Dtz. von 80 Pf. an.

Befestigungsgürtel hierzu in allen Preislagen v. 50 Pf. an.

#### Gummibinden.

Gummistrümpfe in allen Grössen.

**Holzwohl-Unterlagen** für das Wochenbett.

### Husten-Pastillen und Bonbons.

#### Inhalations-Apparate

von 1.50 Mk. an.

#### Injectionsspritzen aus Glas und Hartgummi.

#### Irrigatore.

complett, mit Mutter-Clystierrohr, von Mk. 1.— an.

#### Leibbinden

in allen Grössen und Preislagen, System Teufel und andere Fabrikate, von Mk. 1.25 an.

#### Wochenbettbinden

in verschiedenen Grössen von Mk. 3.50 an.

#### Luftkissen.

rund und viereckig, in allen Grössen von Mk. 2.75 an.

#### Massage-Apparate und Artikel.

#### Medizinische Seifen.

#### Milchpumpen

von 75 Pf. an.

#### Sämtliche Mineralwässer.

#### Mundservietten,

hygienische, für Kinder. Mutterrohre aus Glas und Hartgummi.

#### Nabelbruchbänder.

Nabelpflaster und Flecken. Ohrenhalter für Kinder.

#### Ozonlampen.

Pulverbläser.

### Hygienische

#### Handspucknapfe

aus Glas, Porzellan u. Emaille

#### Hygienische Taschen, Spuckflaschen, Suspensorien.

gewöhnl., sowie Sportasuspensorien in grösster Auswahl von 45 Pf. an.

#### Taschen- und Reiseapotheeken.

#### Turnapparate.

#### Urinflaschen

männliche und weibliche von 80 Pf. an.

#### Verbandwatte.

chemisch rein, sterilisiert und imprägniert.

#### Verbandstoffen.Binden

wie: Cambric, Mull, Gaze, Leinen, Flanell, Ideal etc.

Brandbinden, Verbandgaze, Lint.

Guttaperchataft, zu Verbänden Billroth Battist, u. wasserdicht Mosettig Battist. Umschlägen.

#### Verbandkästen,

sogen. Notverbandkästen, für das Gewerbe in verschiedenen Zusammenstellungen und allen Preislagen.

#### Wärmflaschen

aus Gummi und Metall von Mk. 1.50 an.

#### Leibwärmer.

Wundpuder, aseptisch. Zimmer-Thermometer. Zungenschaber.

✱ Beste Ware! ✱

✱ Billigste Preise! ✱

Telephon 717. **Chr. Tauber,** Artikel zur Krankenpflege.

Kirchgasse 6.

2030